

ausstellung 1900 die Schulbrüder mit Auszeichnungen und Glückwünschen überhäuft. Drei Jahre später hat man sie allerdings mit Schimpf und Schande fortgejagt und die Schulen geschlossen. Das hat uns bei den Katholiken der andern Länder geschadet, denn diese sind nicht verpflichtet zu wissen, daß niemand daran schuld ist. Das sind politische Zufälle, die man bei uns in den Kauf nehmen muß. Auf der andern Seite aber möchte Cochin die Katholiken des neutralen Auslands fragen, ob sie wohl ähnliche Prüfungen mit derselben Ruhe und Lammesgeduld hingenommen hätten, ob sie den gleichen Gehorsam gegen den Papst geübt hätten, als es sich darum handelte, lieber Hunderte von Millionen Kirchengut fahren zu lassen, als das hinterlistige neue Kirchengesetz anzuerkennen?

Das alles ist ein Beweis — und nun kommt offenbar die Hauptsache —, daß Frankreich in seiner großen Mehrzahl katholisch, gut katholisch ist; nur ist eben dieser Katholizismus rein religiös. „Der katholische Glaube ist nur religiös und führt bei uns nicht zu politischen Äußerungen.“

Diesen rein religiösen Katholizismus stellt Cochin ausdrücklich dem deutschen Katholizismus gegenüber: *Il n'y aura jamais de parti catholique en France; non, rien qui ressemble au Centre allemand.*

Ob diese „Borrede“ des Herrn Cochin auf die katholischen Neutralen einen besseren Eindruck machen wird als das Buch, dem sie gilt, wissen wir nicht, bezweifeln es aber. Denn ein Katholizismus, der das ganze öffentliche Leben, die Gesetzgebung, die Schule, die Presse, die Sittlichkeit des Volkes dem Teufel überläßt und mit Geduld, Beten und Almosengeben auf ein Wunder vom Himmel wartet, ist nicht geeignet, auf denkende Katholiken Anziehungskraft auszuüben. Cochin wird das auch selber kaum erwarten. Darum halten wir seine Borrede für eine etwas maligne Gewissenserforschung zur Beherzigung der ausgezeichneten Verfasser: Anstatt mit geschwollenen Worten das katholische Frankreich von ehemals zu preisen, sollten sie lieber den Katholizismus der heutigen Franzosen durch die Tat beweisen: Hic Rhodus!

Matthias Reichmann S. J.

Die Philosophie im Kriege.

Die Philosophie ist die beschaulichste der weltlichen Wissenschaften, der Krieg ist die höchstgespannte Tätigkeit, der Kampf mit feindlichen Mächten Auge in Auge. Was darum der Krieg an äußeren Leistungen verlangt, hat er keineswegs von der Philosophie erfragt; dazu hat er sich seine eigene Wissenschaft geschaffen, und wenn er fremden Rates bedarf, stehen ihm der Geschichtsmann, der Politiker, der Volkswirtschaftler näher als der Philosoph.

Dennoch sieht man, wenn man die Schriftenerzeugung der gegenwärtigen Stunde mustert, noch mancherlei Beziehungen die Gegensätze Krieg und Philosophie verbinden. Der Philosoph empfängt vom Kriege, der als ein so gewaltiges Geschehnis die Bewältigung im Denken geradezu herausfordert, und er gibt dem Kriege, den zum äußeren Kampf innere Kräfte beseelen müssen.

Am meisten freilich muß sich nun zurückhalten die Logik, im weitesten Sinne genommen. Möchten Friedensstunden in weltfernen Studierzimmern den Blick

in die seelische Innenwelt richten, dort Gedanken, Urteile, Schlüsse zerlegen und zersägen, in ihrem Gang belauschen und beaufsichtigen, endlose Methodologien entwerfen und die verwickeltsten Wege weisen, wie man die Wissenschaften aufbaut; mochten sie am Erkenntnisproblem grübeln und die Pfeiler der Brücke vom Draußen zum Drinnen abtaffen — dazu ist jetzt nicht die Zeit. Das Werkzeug zur Erfassung der Wirklichkeit wird nun nicht auseinandergenommen, sondern benutzt. Wie man auf manche Friedensbestrebungen als auf etwas Überwundenes zurückschaut, z. B. den Formalismus und Technizismus, die Unfreude am Gegenstand in der Vorkriegskunst wenig schätzt angesichts der mächtigen Erlebnisse der Gegenwart, so hat man zuweilen auch das Gefühl, daß die frühere philosophische Arbeit das Wie der Erkenntnis zu sehr den Erkenntnissen vorangestellt habe. Was die Erkenntnistheorie betrifft, haben Spottvögel gesagt, es sei nun doch einleuchtend, daß 42 cm-Mörser und Unterseeboote „Dinge an sich“ seien.

Anders steht es mit der Metaphysik. Freilich gibt es eine Art, Metaphysik zu treiben, die weder zum Kriege noch zu irgend einer andern kraftvollen Tätigkeit ertüchtigen mag — im Ausland ist solche „deutsche Metaphysik“ sprichwörtlich — auch gibt es in der Metaphysik Abschnitte, die zu tief in die Grundlagen alles Seins, unter die zu beherrschende Welt hinaufgreifen, als daß sie unmittelbar das Leben zu leiten vermöchten. Dennoch: in die Metaphysik gehören die großen Gegensätze zwischen Materialismus und Idealismus, Optimismus und Pessimismus, Atheismus, Pantheismus, Monismus und Theismus, ja schon zwischen einem Positivismus, der sich in die sicht- und greifbare Welt einkernt, und einer Metaphysik, die beweist, daß höhere Ursachen, Übereinstimmungen und Ziele die Dinge beherrschen. Hat man aber nicht vom Beginn des Krieges an freudig Ja gesagt zu Idealismus, rechtem Optimismus und zuversichtlichem Gottesglauben? Haben nicht an diesen großen Überzeugungen sich Heer und Heimat gestärkt in Ängsten und Opfern, Mühen und Märschen, Wehen und Wunden? Muß nicht der Krieg allen danken, die in der Vergangenheit gegen die diesseits- und stoffhaften, seelen- und gottlosen Weltanschauungen angekämpft haben, und sollen umgekehrt nicht die Philosophen vom Kriege sich einprägen lassen, was in Wahrheit stichhaltig sei und allein sich in ersten Augenblicken behaupte? Ernst Bergmann, der Herausgeber und Übersetzer des ungläubigen Franzosen J. M. Guyau, äußert sich in dem soeben erschienenen Sammelband „Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg“, herausgegeben von R. Hönn, in eben dem Abschnitt: „Philosophie und Krieg.“

„Ich meine, die Stunde ist angetan, gar manchen, der bisher die Gewinnung einer praktisch-metaphysischen Weltformel für einen Anachronismus aus Urvätertagen hielt, eines Besseren zu belehren. . . Tausend Hände erheben sich, um nach einem Sichern, Ewigen zu greifen, das auf Erden nicht wankt. Was sich im religiösen Bewußtsein unseres Volkes in diesen Wochen und Monaten vollzog, jene Neugeburt und Auferstehung eines längst Totgeglaubten, des praktisch-lebendigen Theismus, das erlebt die philosophische Besinnung gleichermaßen, nur in weniger naiver Form. Zur praktischen Gewißheit und Eindeutigkeit drängt, was als dunkle Ahnung unser Gemüt durchzog in jenen fernen Tagen des Friedens, wo so vieles uns gleichgültig

war, was dem Menschen niemals gleichgültig sein sollte. Aus den Selbstbriefen unserer Studenten ist zu entnehmen, wie dieser Wille zur praktischen Gewißheit über den letzten Weltgrund angesichts des Todes seine ruhelose Sprache redet und nicht schweigt, bis er befriedigt wurde, so oder so. Und wir Daheimgebliebenen, die wir mehr mit unserem geistigen als unserem leiblichen Schicksal in das furchtbare Geschehen der Zeit verflochten sind, auch wir erleben, mehr oder weniger deutlich und bewußt, ein zweites *Credo quia absurdum*, auch wir erfahren mit der Kantischen Wendung zum Primat des Praktischen, daß der ohnehin leistungsunfähige Verstand schweigen muß, wenn das Herz anbeten will. Und wie auch immer unsere Weltinterpretation ausfallen mag, wir wollen nicht länger beim entsetzungsvollen antimetaphysischen Positivismus unserer Tage stehen bleiben und in hochmütiger Überschätzung unserer Eigengenügsamkeit und Fassungskraft uns beschränken auf das Handgreifliche und positiv Erfahrbare und alle unerfahrbare Wirklichkeit als ein doch nie zu Ergründendes abfichtlich ignorieren" (S. 71 f.).

So recht Bergmann damit hat, daß auch der „Neuidealismus“, womit schon vor dem Kriege sich z. B. Eucken über den öden Materialismus erheben wollte, noch nicht die befriedigende Formung aufweist, so zeigt er doch selber in den angeführten Zeilen zu geringen Mut für einen festgegründeten Neubau, indem er meint, der Verstand könne nichts leisten, sondern das einzige Argument sei das Gemüt. Das ist einseitig, wird nicht allen unsern Bedürfnissen gerecht, geht auch nicht tief genug. Wenn die übersinnliche Welt wirklich unser Naturbedürfnis ist, liegt darin ein Argument auch für den Verstand, nicht nach der oberflächlichen pragmatistischen Gleichung: nützlich = wahr, wie ein Heftchen des freidenkerischen „Neuen Frankfurter Verlags“: „Die Philosophie des Krieges. Von einem Hochschulpfessor“ einwendet, sondern deshalb, weil auch der Verstand aus guten Gründen die Welt als Widerspruch nicht erträgt.

Doch ist es in jedem Fall eine wichtige Einsicht, daß in schwerer Zeit der persönliche Gott allein genügt hat.

„Der praktische Wert aller religiösen Überzeugung drängt sich, alle Bedenken niederschlagend, in den Vordergrund. Der Pantheismus und Agnostizismus ist die Religion der Individualisten, Künstler und Kontemplativen. Der todgeweihte Soldat, der Regent und verantwortliche Staatsmann, jeder vor ein großes, schmerzliches Erleben Gestellte, wenn er sonst keinen Halt hat, kann den Gottesglauben gar nicht naiv genug denken“ . . . Dessen „Wert ist ein doppelter, psychologisch und ethisch betrachtet. Er beruhigt, und er verpflichtet“ (S. 88). Damit stimmt auch das genannte Frankfurter Broschürchen insofern überein, als es zugestehet, mit pantheistischer oder ästhetischer Weltauffassung sei nicht auszukommen und das logische Ende seiner Daseinsanschauung sei Pessimismus und eigentlich Selbstmord.

Sogleich läßt es Bergmann freilich wieder an Kraft fehlen gegenüber dem heute oft gehörten Bedenken, daß sowohl Freund als Feind Gott um den Sieg bitten; er meint geradezu, daß Gott nur privatim, nicht öffentlich verehrt werden dürfe, weil er sonst notwendig ein nationales Idol werde. Aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem national verehrten Gott und einem götzhaften Nationalgott, und daß Verschiedenstrebende denselben Gott der Wahrheit und Heiligkeit anrufen, bringt in keiner Weise das in Gefahr, worum im Grund alle, die Einsichtigen sogar ganz ausdrücklich, bitten: den Sieg des Wahren und Guten.

Mit der Religionsphilosophie kommen wir bereits zur eigentlich praktischen Philosophie, der Ethik, hinüber, wo der Krieg nicht mehr bloß mittelbar, sondern in sich selbst behandelt wird. Die Ethik hat von jeher sich mit dem Begriff des Krieges und den Unterschieden zwischen gerechtem und ungerechtem, Angriffs- und Verteidigungskrieg abgegeben; sie hielt fest, daß der Krieg, obwohl nur ein unvollkommener, nicht jedesmal zum Ziel führender Rechtserzwinger, an sich nicht unerlaubt, jedoch seine Erlaubtheit an gewisse Bedingungen geknüpft ist. Eine gerechte und schwerwiegende Ursache, nicht bloße Macht- und Sandgier oder irgendwelche leidenschaftlich erfaßte „nationale Aspirationen“ und „unverjährbare Bestimmungen“ ohne Rechtstitel oder die Behauptung eines nebelhaften „Prestiges“ in irgend einem Meer, müsse zu Grunde liegen. Der Krieg müsse in rechter Art geführt werden, unter Wahrung der Menschlichkeit und der geltenden Abmachungen, ohne unsittliche Kampfweisen, mit maßhaltender Rücksicht darauf, daß der Krieg nur Mittel, nicht Selbstzweck ist. Bergmann stellt hier von neuem fest, daß nicht Nietzsches amoralistische Machtphilosophie Deutschlands Krieg inspiriert habe; so weitgehenden Einfluß besitze Nietzsche gar nicht. Man darf bedauern, daß Höpffs Sammelband dagegen sowohl in der Einleitung als in dem Beitrag über die Kriegspoetik für Nietzsche so warme Worte findet. Wie aber die Ethik verteidigt, daß Macht nicht vor Recht geht, wie sie überhaupt dem Kriege seine sittliche Würde als Rechtsmittel wahr, so erhält sie auch vom Kriege Belehrung: dieser lebt ihr ungleich deutlicher als der Alltag vor, welches das sittliche Ziel der Menschen sei, ob Genuß oder treue Pflichterfüllung, und wie der Mensch sittlich wachse, ob durch Selbstüberwindung oder Sichausleben.

Es ist anziehend zu sehen, wie von den Philosophen, seien sie in die Zunftregister eingetragen oder nicht, einer nach dem andern vor der Öffentlichkeit erscheint, wenn auch nur mit einer kleinen Broschüre, und von seinem besondern Standort aus den großen Krieg zu beurteilen sucht. Freilich wären sie nicht Vertreter der „Weltweisheit“, wenn sie nicht von den weltgeschichtlichen Ereignissen und Taten unserer Zeit sich ergriffen zeigten. Otto Zimmermann S. J.

Krieg und Schönheit.

Fast möchten sich die Lippen scheuen, diese beiden Worte zusammen auszusprechen. Ist nicht der Krieg das Brutalste und Entsetzlichste, die Schönheit das Feinste, Entzückendste und Berauschendste, was es im irdischen Leben gibt? Welch andere Beziehung könnte zwischen beiden obwalten als die des extremsten unüberbrückbaren Gegensatzes? Können jemals diese beiden Feinde sich die Hände reichen, Mund an Mund legen und sagen, wo du bist, will auch ich sein, deine Wege seien auch die meinen? Kann der rauhe Krieg zur sanften Schönheit sprechen: „Ich folge dir in deine lieblichen Kammern, wo du deine bezaubernden Schätze ausgebreitet hast?“ Kann die Schönheit zum Kriege sagen: „Ich gehe mit dir deine blutigen Pfade, ich will deine eiserne Wehr anlegen und dir Begleiterin sein in den purpurnen Gluten deiner Schlachten?“

Aber ist die Schönheit wirklich nur zart und sanft, hat sie nur kosende Worte? Walltet ihr Geist nur in der schüchternen Blume, im sternbesäten Himmels-